

Lieb Vaterland.

Roman von Rudolph Strauß.

(8. Fortsetzung.)

Zu Tisch erschien sie in großer Toilette — ganz lackfarben, mit weißen Perlenketten über der Taille, die bei jeder Bewegung leise, verräterisch klangen und über ihre schlängelnde Gestalt im Licht der Silberlampe geheimnisvoll wie Fischschuppen ausblitzten. Ihre dunklen Augen leuchteten. Ihre Eltern selber waren betroffen, wie reizend sie war. Fremdartig. Sie hatte, auch in ihrer geschmeidigen Art, ihrem ein wenig feierlichen Lächeln etwas von einer wunderschönen Nixe. Selbst ihre Züge schienen dem Vater verwandelt — nicht nur frauenhaft geworden, gegen die Mädchenzeit — nein, strenger, klassischer, edel. Die Mutter merkte den Grund: Es war die griechische Freisur, die sie jetzt trug — dieser schwere Knoten, der ihr schwarzes Haar auf dem Hinterkopf zusammenfachte und den weißen, perlenschimmernden Nacken frei ließ.

Zwei Diener schlichen geräuschlos mit den Schüsseln hin und her. Karl Feddersen schickte sie durch ein Stierentzettel hinaus. „Man kann dann bequemer Deutsch reden!“ erklärte er seinem Schwiegervater. „Ich tue es nicht gerne in Gegenwart des Personals. Man hat so leicht Unannehmlichkeiten davon.“

„Dann tät' ich es hier gerade!“ sagte der alte Herr freundlich und offenherzig über den Tisch hinüber. Der andere blickte an seiner Frackklappe hernieder. In der Schimmertein ein rotes Streifen wie drüben ein schwarzweißes Band.

„Du trägst das Eisene Kreuz, Schwiegerpapa! Ich den Orden der Ehrenlegion. Das ist der Unterschied. Auf den nimmt jeder in seiner Weiße Rücksicht!“

„Also, jetzt bist Du auf einmal Franzose!“

„Ich denke stark daran, es zu werden. Ich werde ja doch wohl zeitweilig mein pied-à-terre in Paris haben! Da wäre es für die Geschäfte von großem Vorteil. ... Besonders auf dem Balkan. Von einem Russen, der ich jetzt bin, erwarten die Türken nun einmal nichts Gutes!“

Der Generalleutnant J. D. von Teuffern schweig. Er wollte keinen Zank. An der lässlichen Selbstgerechtigkeit dieses Kosmopoliten prallte ja doch alles ab. Man erschien sich da förmlich rückständig als ein Mensch mit Vaterland, als ein ehrliebender Preuße. Aber als er spät abends in das Hotel zurückgekehrt mit seiner Frau auf dem Balkon vor ihren fünf Zimmern stand, verlegte er plötzlich erbittert:

„Meine Tochter Französin! Hast Du Dich das je träumen lassen, Mutter? ... Dazu ist das Kind nun bei uns aufgewachsen und ...“

„Reg' Dich nicht auf, Hans!“ sagte seine Frau gütig. Auch sie war traurig. Unter den beiden alten Leuten stand funkelnd klar der Sternenhimmel, um sie spielte weiche, blütenweiche Mainachtluft, vor ihnen glänzte nah und fern, mit Tausenden und Zehntausenden von Flammpunkten das Lichtmeer von Weiss. Der alte Herr sah ins Weite hinaus und schüttelte den Kopf:

„Das ist eine verfluchte Stadt, Hildegard! Dreimal sind wir nun hier einmarschiert! Aber sie steht immer noch! ... Und der Teufel geht darin herum und schaut, wen er fängt! Und das Schlimmste ist, wenn einer sein eigener Seelenverkäufer ist wie die Gretel! Ich hab' sie kommen sehen. Nun weiß ich's! Wir haben unser Kind hingegeben, Mutter. Es ist fort!“

„Aber ... Mann.“

„Still, Mutter! Das weißt Du nicht! Ist denn das noch die Gretel? Mein altes, gutes, ungezogenes, widerhaariges Mädel? ... Ne. ... ne. ... ne. ... die haben sie uns hier verkauft!“

„Du mußt nicht so streng sein!“

„Ich habe gar nichts gegen eine große Dame!“ sagte der alte General ruhig. „Auch wenn diese Weltbühne zufällig meine Tochter ist. Aber meine Tochter selber wäre mir lieber!“

„Komm, Hans! Wir wollen schlafen gehen!“

Er folgte ihr zögernd in die Zimmer. Dieser aufdringliche Luxus war ihm ein Greuel.

„Eigentlich ist ihr Mann doch glücklich? Nicht, Hildegard?“

„Mein Gott — wie solche Leute sind!“

„Ich hab' immer Angst, ich verwechsle ihn 'mal mit seinem Gelschickel in der Gede. Die beiden haben eine verdammt Ähnlichkeit.“

Erzählen von Teuffern ließ die Fenstervorhänge herunter, um die Stadt da draußen nicht mehr zu sehen.

Die Generalin war nicht so unerbitlich wie er. Oder wenn sie es zu sein versuchte, so war ihre Natur härter. Sie hatte so wenig vom Leben gehabt. Sie war nie recht her-

ausgekommen. Nun genoß sie, mit einer späten, matten, herbstlichen Freude, halb über sich selber lächelnd, Paris. Mit ihrer schönen Tochter an der Seite fühlte sie hier eine Art Heimatberechtigung. Zuweilen gingen ihr bei der Geldverschwendung in den großen Magazinen und in den Schaufenstern der Rue de la Paix doch die Augen über. Margarete gab die Tausende mit einer so unbefangenen Selbstverständlichkeit aus — sie fragte oft gar nicht nach dem Preise — man merkte: sie wollte dadurch nicht etwa imponieren — sie war es einfach so gewohnt. Der Mutter war es unheimlich. Sie entschloß sich, doch einmal mit dem Schwiegerhahn, als sie unter vier Augen waren, zu reden. Aber Karl Feddersen zog erkaunt die bläßblonden Brauen hoch.

„Warum soll ich denn Daisy nicht kaufen, was ihr Spaß macht?“

„Ma chère maman — das spielt bei mir wirklich keine Rolle!“

Frau von Teuffern zögerte. Dann meinte sie ernst:

„Und die Rückwirkung auf ihren Charakter. ... fürchtest Du das nicht?“

„Charakter. ... wie?“

„Ich meine, das muß doch schließlich zur Oberflächlichkeit führen, wenn eine junge Frau so auf Puff und Schmutz aus ist.“

„Zum Glück ist sie's. Sonst würde ich sie darum bitten müssen! Ich wünsche eine elegante Frau!“

Karl Feddersen, begegnete der Schwiegermutter mit einer etwas gelangweilten Höflichkeit. Er wußte mit ihr nichts anzufangen. Mit dem General freilich noch weniger. Der war ihm ganz fremd. Da verlegte binnenkurzem jedes Gesprächsthema. Der alte Herr ging auch am liebsten seine eigenen Wege. Er pilgerte still in Paris herum. Er stand in dem Rondell des Triumphbogens und äugte hinüber nach dem Mont Valérien, der ihnen Anno sechzig so zu schaffen gemacht, und sah auf dem langen schnurgeraden Ausblick durch die Elisenallee selber bis zum Louvre die weite Stelle, wo damals bald nach dem Einmarsch die Trümmer der Tuilerien kochten, und sah den damals gefürzten Napoleon wieder klein und schwarz aufrecht auf der hohen Säule stehen.

Gäste kamen um diese Zeit wenig in das Feddersensche Haus. Das Ehepaar hielt sie fern. Aber der General merkte doch: Mit dem eigentlichen Paris hatte seine Tochter wenig Fühlung. Es waren nicht jene Vollblutfranzosen, denen die Boulevards die Grenzen der Welt bedeuteten, es war eine internationale Geldclique, in der sie verkehrte. Sie gestand es ihm selbst und lachte und meinte: „Einmal müssen wir sie Euch doch vorsehen! Zum nächsten Donnerstag haben wir alles zusammengetrocknet!“

Es waren meist Verwandte, die sich an diesem Abend in der Avenue du Bois de Boulogne einfanden. Alexandre Feddersen, der Vollblut-Pariser, nervös, mit blondem Spitzbart und Zwicker, seine Frau, die Amerikanerin, in extravagantem Toilette, zu schmachtig, um mehr als hübsch zu sein, mit strahlendem Lächeln. Margarete räumte ihr fürnehmlich entgegen. Beide lächelten sich so jählich, als hätten sie sich ein Jahr lang nicht gesehen, während ihnen die Feindschaft wie den Regen aus den Augen bligte. Dann Nicolai, der Moskauer Bruder, und seine russische Gattin, groß, schwer, blond, mit dem verächtlichen Ausdruck einer slavischen Schönheit auf dem majestätischen, regungslosen Gesicht. Sie sprach nur Russisch mit den Brüdern Feddersen und mit Madame Lisa Campbell, der an einen Amerikaner verheirateten kleinen Ballin. Dann Monsieur und Madame Beinhauer — ein untergeordneter Herr mit weißem Vollbart. Sein deutscher Name freute den General von Teuffern, er hätte ihn schon beinahe als Landsmann angesprochen. Aber Jener kam zuvor: „O nein, er war Elsässer.“ Er hatte für Frankreich optiert. Er war Nationalist sans phrase, trotz seiner Spinnereien in Müllhausen. Und wieder nannte der Diener an der Tür die Namen: Monsieur und Madame Cogan, in Firma Cogan u. Mitschell, russischer Weizen, erläuterte Margarete flüsternd den Eltern. Monsieur van der Mynen, ein Brüsseler Bankier, in intimer Beziehung mit der dortigen Succursale des Hauses Jwon Feddersen und Söhne — Monsieur te Kloot, russische Maschinenindustrie — Monsieur und Madame Vefuere, Pariser Börse. ... Die Gesellschaftsräume des Feddersenschen Hauses waren überfüllt. Es war eine erfindende Hitze. Ein Geruch wie im Parfümladen — ein Gelächter und Geschnapze, auf französisch, englisch, russisch, deutsch — zuweilen sprang einer mitten im Satz in eine andere Sprache über, sein Nachbar antwortete in einer dritten — die Worte waren ihnen wie eine gleichgültige Scheidemünze, die man beliebig bald aus dieser, bald aus jener Tasche zog. Und was aus sich auf diese Weise übermittelte: bei den Männern drehte sich fast ausschließlich um Geschäfte ... die Marge für Moskauer Baum-

wolle — Nachfröste in den südrussischen Weizenregionen, die deutsche Konkurrenz auf dem Balkan. ... Dann ein hitziger Wortwechsel. Die drei Brüder Feddersen schritten plötzlich wieder über die Birsula-Bräuer-Aktien. ...

Die Damen waren an diese Vörsensstimmung zwischen Fisch und Brauten, zwischen Blumensträußen und Silberprunk schon gewöhnt. Sie schwatzten unterdessen über ihre Anwesenheiten. ... Theater. ... Mosen ... ein paar große Hochzeiten. ... Klatsch. ... Auch Margaretes Antlitz war leer und liebenswürdig: das Konventionelle der Weltbühne. ... eine tolle Maske, hinter der der alte Teuffern sein Kind nicht mehr sah, vor der schlechter Laune. Innerlich gereizt durch diese Umgebung vergnügter Geldmänner und ihrer Frauen. Zum Unglück meinte eben jetzt sein zweiter Nachbar vor Linten, Monsieur Henry Beinhauer, in der Absicht zu scherzen:

„Herr General, wie fühlen Sie sich denn so zwischen dem Zweibund?“

„Wieso Zweibund?“

„Nun, ich hier links als Franzose und Ihr Schwiegerhahn rechts als Russe.“

„Ich lese hier drei Leute,“ sagte der alte Herr trocken. „Die heißen Teuffern, Feddersen und ... und Beinhauer, wenn ich recht verstanden habe. Ehrliehre deutsche Namen kann ich mir nicht denken! Wenn das Russen und Franzosen vorstellen sollen ... na ... ich bin ein Preuße!“

Und in nachträglichem Zorn fügte er hinzu:

„Aber wenn Sie so intim mit dem Zweibund sind, dann sagen Sie ihm bitte, Herr Beinhauer. ... in meinem Namen. ... Wir seien noch genau dieselben eligen Kerle wie damals. ... Sie wissen schon, wann.“

„Ich war sogar dabei, mein General! Ich war in Koblenz gefangen!“

„Na ... sehen Sie, was dabei herauskommt!“ sagte der alte Herr befriedigt und trant sein Glas aus. Dann sah er steif und gerade da. Im ersten günstigen Augenblick gab er nach Tisch seiner Frau einen Wink. Es glückte ihnen, sich unbenutzt zu empfehlen und zu Fuß durch den lauen Frühlingabend nach ihrem Hotel hinüber zu gehen. Herr von Teuffern sprach unterwegs nicht viel. Nur einmal stieß er mit dem Stock auf das Pflaster und sagte leibhaftig:

„Mutter. ... Was ist das für eine Menagerie!“

„Ja, Ludwig — mir gefallen sie auch nicht!“

„Und da fühlt sich die Gretel nun wohl!“

Wenige Tage darauf kam Erzählen von Teuffern zu ungewohnt früherer Stunde in das Haus seiner Tochter. Er traf sie allein, im weißen Spitzenmorngewand, bei den Kläffern, auf dem Schoß, bei der Frühstückstischplatte. Sie zeigte ihm lachend eine Stelle in dem Pariser Revue-York Herald: „Siehst Du, da steht Du drinnen, Papa. Gestern abend unter den Gästen im Elisee-Grand-Hotel: Monsieur le général et madame de Teuffern de Berlin ...“

„Das sind Kinkerlitzchen, Gretel!“ Der alte Herr setzte sich. „Spielt Ihr Euch meinetwegen so'n Zeug vor, wenn es Euch amüsiert. Weißt Du, Kind ... Mama und ich sind jetzt einig: Morgen mittag reisen wir!“

„Aber Papa ... Ihr seid doch erst vierzehn Tage ...“

„Es ist genug! Wir haben Dich gesehen! Wir haben gefunden, daß es Dir gut geht ... was sollen wir noch hier? Ich hab' mit Deinen Leuten nichts zu schaffen und die nichts mit mir ... Wir tosten Dich ein Heubündel in dieser Räuberhöhle da um die Ecke ...“

„Ich bitte Dich, das bißchen ...“

„Na ... mir ist's leid um die schönen Groschen! Also rede nicht weiter, Gretel! Du weißt: wenn ich in mir einmal etwas festgesetzt habe, dann geschieht's.“

Es war eine kurze Pause. Der alte Militär sah still die schöne, dunkle, schlafende Frau vor ihm an, die aufrichtig betrübt, aber ohne weiter dem Vater zuzureden, mit der weißen, reich belegten Hand durch das Fell des Bolognesers glitt. Er bemerkte jeden Tag neue Edelsteine an ihr. Ihr Schmucktafeln schienen unerschöpflich. Er fragte unvermittelt:

„Sag' mal, Gretel: wie steht's Du denn nun so eigentlich mit Deinem Mann?“

Sie war erkaunt. Die blauen Augen des Vaters ruhten so freundlich und offen auf ihr, daß sie lachte und unbefangener erwiderte:

„Sehr gut, das siehst Du doch!“

„Du meinst damit: Ihr streitet Euch nicht?“

„Nein, wir vertragen uns.“

„Aber wie ist denn das mit eurer geistigen Gemeinschaft? Er ist doch so ein ganz anderer Mensch! Seid Ihr Euch denn auch feilsch nahe?“

„Seelisch nahe?“ ... wiederholte sie. Es war ein schwaches Lächeln auf ihren Zügen, dessen Oberfläche,

lichteit ihn verdroß. Er betonte ernst:

„Kind ... das ist doch die Grundbedingung ... Man muß wissen, wer der andere ist und was man an ihm hat!“

„Glaubst Du, daß an Charley so viel zu ergründen ist?“

„Nun war ein Juden um ihre Lippen, so harmlos, als belustigte sie die Vorstellung, in Karl Feddersens Seelentiefe auf Entdeckungsfahrten auszugehen. Sie meinte:

„Charley verdient Geld, Papa! Und das tüchtig! ... Weitere Seiten wirst Du ihm selber abgewinnen!“

„Und das genügt Dir?“

„Ich kann ihn doch nicht anders machen, als er ist! Er läßt mich auch treiben, was ich will!“

„Eben, mein Kind! Ihr geht nebeneinander her. Und immer unter anderen Menschen. Ich habe Euch beobachtet: Ihr habt ja eine wahre Scheu, einmal einen Abend allein miteinander daheim zu sein!“

„Das ist doch auch gräßlich langweilig!“

„Wieso denn, Gretel? Du bist doch zum Beispiel unfeilsch!“

„Aber er schläft dabei ein!“

„Oder man liest zusammen ein gutes Buch!“

„Nun mußte sie lachen, trotz des Respekts vor dem Vater. Ja ... den Kurztitel, Papa ... Weiter lang's nicht ...“

„Das ist aber sehr traurig.“

„Ja, Gott ... Charley hat nun einmal seinen Beruf.“

„Schön. Und Du, Gretel ... Was machst Du den ganzen Tag? ... Mir scheint: nichts!“

Margarete Feddersen gab ihren Zügen absichtlich einen etwas leichtsinnigen Ausdruck.

„Ich amüsiere mich! Man lebt hier nicht so schwer und wieder wie bei Euch. Ich amüsiere mich königlich, Papa ... Paris ist doch eine himmlische Stadt ... Geseh' es nur 'mal selbst!“

„Und das soll immer so weitergehen?“

„Ja, wenigstens solange man noch jung und hübsch ist.“

„Na, viel Glück, mein gutes Mädel!“ sagte der General. „Aber ich rate Dir doch: suche Deinen Mann! Du bist allein hier in fremdem Land. Du hast niemanden als ihn!“

„Nun — er läuft mir ja auch nicht davon!“ versetzte Margarete leichtsinnig, griff nach einem silbernen Döschen und jändete sich eine Zigarette an, mit der Ruhe einer Frau, die ihres Besten völlig sicher ist. Sie riefte, wie vertriebt ihr Mann immer noch in sie war. Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„Zwischen Mama und mir hat's, wie wir jung waren, so manches Donnerwetter gegeben, Gretel! Das war notwendig, damit wir den Weg zueinander fanden. Wir haben manche Not und Sorge zusammen durchgemacht! Wir haben Euch sechs Bälge großgezogen, Deine Mutter hat's oft nicht leicht gehabt! Aber sie hat sich auf mich stützen können. Das war meine Pflicht ... Der Mann soll in der Ehe der Freund sein ... der Führer ... Berg'sch las nicht, mein Kind!“

Der General hatte sich erhoben. Seine Tochter sah, die Hände im Schoß, und schaute verblüfft zu ihm auf. Bisher hatte sie leichtsinnig geplaudert, in der Hoffnung, so dies Gespräch, in dem wieder die Nüchternheit des Elternhauses, die Langeweile ihrer Mädchenjahre nachklang, mit guter Miene loszuwerden. Jetzt fühlte sie sich auf einmal ängstlich und unsicher. Der Vater sah so beforzt daren! Was war denn passiert? Nichts! Gar nichts! ... Es konnte auch nichts geschehen! Man gönnte ihr nur wieder einmal ihre Freiheit nicht ... Das war wieder ein Hauch von einst ... von Trüben, wo es als ein Verdienst galt, sich und andern immer die Hälfte aller Dinge im Leben abzutun und darauf stolz zu sein, daß man auch mit dem Rest noch sein Begrüßte fand. Die bloße Erinnerung machte sie ungeduldig. Sie unterdrückte einen nervösen Aegerger.

„Jetzt kann man noch nicht mit Dir darüber reden!“ fuhr ihr Vater fort. „Jetzt tanzt Du noch wie die Mücke im Sonnenschein. Aber es gibt auch andere Tage! Das geht doch nicht für ewig, sich Paris um die Ohren schlagen, bei einem halbwegs erkrankten Menschen ...“

„Ja, Ihr denkt immer, alle Welt soll ernsthaft sein ...“

Margarete schwieg. Ihre Stirne war traurig. Der General zog seine Tochter zu sich empor und küßte sie.

„Suche Deinen Mann, Gretel! Such' ihn heizigen! Glaube mir, es kommt die Zeit für jede Frau, wo sie ihn braucht! ... Weh, wenn es dann zu spät ist ... So! Und nun ...“ Er wurde ganz der Alte. Er fuhr ihr liebesend mit der Hand über den Scheitel. „Nimm mir die Stempelbuche nicht! Ich hab' mein Herz einmal erleichtert müssen! Ich bin doch doch ein alter Pflichtenmensch!“

„Aber ich bitte Dich, Papa! Ich bin Dir ja nur dankbar!“ Margarete Feddersen sagte es mechanisch und zerstreut. Sie war froh, daß

die Geschichte vorüber war. Sie hatte Genen. Dabei hatte es ewig welche gegeben. Strafpredigten von der Badfischzeit an. Man machte es den Eltern ja nie recht. Auch jetzt noch nicht. Sie lenkte weilsichtig ab:

„Im Herbst, wenn Charley nach Macedonien muß, dann besuch' ich Euch, Papa! Auf einmal steh' ich eines schönen Abends in der Tür!“

Der alte Herr nickte. Vorläufig war er froh, selber von Paris wegzukommen. Am nächsten Mittag reiste er mit seiner Frau ab. Margarete stand auf dem Bahnhof unter dem Fenster seines Abteils. Sie stellte sich auf die Fußspitzen und reichte den Eltern die Hände und sah noch einmal die lieben alten Gesichter, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte. Ihre Augen waren ein wenig feucht, als sie dem Ausgang zusah. Aber da trauerte, vor dem düsteren Gewölbe des Ostbahnhofs, lag das Sonnengold des Frühlingstages, da grünten die Bäume, da lachte Paris ...

10.

Es war zu Anfang Juli — Sommerglut, weißer Staub auf den Bäumen der Avenue du Bois de Boulogne — schüßle Nächte, man schlief schlecht, trotz der offenen Fenster — Margarete Feddersen lag lange mit offenen Augen da. Es war noch ganz früh. Draußen sangen die Vögel. Sie war allein. Das Schlafzimmer ihres Mannes nebenan leer. Karl Feddersen weilte seit drei Tagen in Brüssel zur Finanzierung seines großen Ballonprojekts. Den Kopf voll Paplen, eine dicke Maske unter dem Arm, war er mit einem flüchtigen Auf abgereist.

Der Pförtner machte große Augen, als er Madame um sechs Uhr morgens zu Fuß das Haus verlassen sah. Er schaute der schlanten Gestalt nach, die in dem lichten Sommerkleid dem nahen Gehsteig zuschritt. Margarete hatte auf einmal eine Sehnsucht nach Luft, nach Waldesgrün, nach Stille. Es war hier alles so anders wie sonst ... die gemohnten Gesichter fehlten ... nirgend hing, in der Luft verloren, der durchdringende Benzingeruch der Automobile ... keine Kinderwägen mit ihren Pfinglingen auf den Bänken ... keine Spaziergänger. Selbst das Schnauben der Pferde auf den Reitwegen klang nur in langen Zwischenräumen. Die junge Frau lächelte sich allein. Und nicht nur diesen Morgen, überhaupt in Paris. Fast niemand von ihrem Bekannten war da. Man war auf dem Lande, an der See. Die Elisenallee selber hinunter zeigten die Häuser geschlossene Lädenreihen. Auf den inneren Boulevards hörte man mehr Deutsch und Englisch als Französisch. Die Stadt gehörte den Fremden und der Provinz. Margarete Feddersen und seine Frau sahen längst mit einem ersten Schuß aus New York gelandeter amerikanischer Baumwollverwandter in der Eleganz von Pau — gestehen war auch Madame Lisa Campbell, die Deutsch-Russin — eigentlich die einzige Freundin, die Margarete hier besah, mit ihrem Mann und ihren Kindern nach Paris abgereist. Nur das Ehepaar Karl Feddersen hatte bleiben müssen, um im Dienst der Firma das Vierteljahr Hochzeitsreise vom Jahr zuvor nachzuholen. Margaretes Gatte war viel zu sehr Geschäftsmann, um das nicht völlig selbst in der Ordnung zu finden.

So war seine Frau auf einmal auf sich gestellt, dem Wirbel entrückt. Selbst: sie vermisse den geschäftigen Müßiggang nicht; sie merkte nachträglich, daß er sie doch erschöpfte hätte. Sie hatte in der letzten Zeit vieles nur mitgemacht, um es aber mitzumachen, aus Gewohnheit. Nun tat ihr die Ruhe wohl. Und doch lag etwas Bedrückendes in diesem Wehen der Einsamkeit um sie, als sie längs des blauen Spiegels der Seine dahinging, blauen Himmel über sich, Tauglanz auf den Wiesen um sie, auf den Büschen und Bäumen. Wie war das alles verflorgen! Es hinterließ keinen Rest. Nur Leere ...

Zum erstenmal, seitdem Margarete Feddersen in Paris weilte, war sie traurig. Warum nur? Sie blieb stehen. Sie spürte einen Aegerger gegen sich, daß sie sich selber wieder solche Ueberraschungen bereite. Sie hatte doch allen Anlaß, zufrieden zu sein, wollte es auch sein und es der Welt zeigen. Was war denn das nur für eine alte Unruhe? Darüber sollte sie nun doch wirklich hinaus sein ...

Sie setzte ihren Weg fort. Ab und zu begegneten ihr Menschen. Sie hörte französische Laute. Sie fühlte neugierige Blicke. Man erkannte an ihrem hohen Wuchs, ihrer straffen Haltung die Ausländerin. Zum ersten Male hatte sie selbst das Bewußtsein, daß sie in der Fremde war. Allein. Was sie hieß und was, was sie besaß und bedeutete, verbannte sie einem anderen, verbannte sie ihrem Mann ... Die Stimme ihres Vaters klang in ihr: „Geh! Suche Deinen Mann!“

Sonberbar: Auf einmal hatte sie Sehnsucht nach ihm. Ein Bangen

vor dem Alleinsein. Eine Neugier, Sie hatte bisher alle seine Gaben und Wohlthaten als etwas Selbstverständliches hingenommen, nicht einmal Dank! Dazu gelangt, Und er war doch so mild und rücksichtsvoll. Er hatte sich noch nie betlagt, daß sie auch für ihn nur die fähige Lebenswichtigkeit übrig hatte, die sie allen Menschen gegenüber besaß: Sie hatte sich selbst darüber gewundert, wozu bei ihr eigentlich das Temperament ihrer Mädchenjahre verflohen war. Sie hatte das wohl überschätzt. Aber nun kam da etwas ... leise, aus einem geprehten Herzen ... so, als ob sie träume ... so wie vor einem großen Wunder: Sie fühlte die erste erwachende Liebe zu ihrem Mann ...

Und dabei waren sie schon so lange Mann und Frau. Sie wurde sich nachträglich einer schweren Schuld bewußt. Einer Wandlung. Es war gut, daß nun ein neuer Lebensabschnitt begann. Es war hohe Zeit. Wie hatte sie bisher die Tage verbracht, alles von ihm genommen — und ohne Liebe ... Er hatte sie das nie fühlen lassen. Er hatte ruhig gewartet. Er kannte sie besser als sie selbst. Er wachte: die Stunde kam ...

Gegen Mittag lief sie daheim am das Telephon und ließ sich mit Brüssel verbinden. Karl Feddersen war fast erschrocken, als er die Stimme seiner Frau im Apparat vernahm. Er fürchtete, es sei etwas passiert.

„Was gibt's denn, um Gottes willen, Margot?“

„Nichts Besonderes, Charley! Ich wollte Dir nur nachsagen: Ich hab' Dich so lieb!“

Er hob erkaunt die Augenbrauen. „Wie, Da'sh?“

„Ich hab' Dich so fürchtbar lieb, Charley!“

Er mußte lachen, das Hörrohr in der Hand, ein Bündel Offerten für Schienenlieferungen der Adriabahn in der rechten Hand. Er hörte weiter:

„Laß doch Deine dummen Geschäfte! Komm recht bald nach Paris zurück! Zu mir! Hörst Du?“

„So reich ich kann!“

„Wann denn? Ich sehne mich so nach Dir!“

Nun war er wirklich gerührt und geschmeichelt. Das war ihm ganz neu. Er überlegte:

„Morgen abend um sieben, Da'sh! Ich's Dir recht!“

„Ja, ja, ich ho' Dich ab.“

Er glaubte zu hören, wie sie belächelt aufatmete. Sie stand auf dem Bahnhof, als der Zug einlief. Das war der erste erfreuliche Eindruck für Karl Feddersen. Und wie sie reizend und blühend aussah! Sie hatte sich ihm zu Ehren schön gemacht. Sie war noch eleganter wie gewöhnlich, weil sie wußte, daß er das liebte. Sie eilte ihm jählich, mit offenen Armen entgegen. Es schied sich eigentlich nicht, daß man sich so lebensfroh begrüßt. Aber er war froh. Er sah die Blide der Umflehenden und fühlte einen Stolz. Er nahm ihren Arm und geleitete sie zum Automobil und meinte, daß sie sich immer als sonst an ihn schmiegte. Er begriff das alles noch nicht. Aber er war zufrieden. Er sah behaglich und gemächlich neben Margarete in dem offenen Gefährt und hielt ihre Hand in der seinen, und sie lächelte hin aus ihren schönen, dunklen Augen an. So süßen sie zusammen in die Dämmernung hinein und nach Hause ...

„Was hast Du nur?“ fragte Karl Feddersen acht Tage später, halb vergnügt, halb verwundert seine Frau. „Seit ich aus Brüssel zurück bin, bist Du wie ausgewechselt.“

Sie antwortete nicht, gleich, sondern lachte und schnellte ihm über den Tisch hin ein paar Brotkrumen ins Gesicht. „Laß Du mich nur, eernüßig sein!“ sagte sie. „Sei Du's auch! Sei froh, daß ich so bin!“

„Na ja ... Aber Ideen hast Du ...“

„Er blide sich in tonischer Verzweiflung in der Weinlaube des ländlichen Gasthauses um, in der sie sein Essen sah. Da verschluckt Du einen Staubwölbel von Paris hinaus in die Finsternis, wo man keinen Menschen sieht ...“

„Bist Du kein Mensch?“

„Mich hast Du doch überaß!“

„Mein! Hier hab' ich Dich, Ganz für mich. Das will ich!“ Sie streckte die Hände aus und nahm spielend seine große schwere Rechte, an der der breite Ehering funkelte, zwischen ihrer schmalen Finger. „Du bist mein Mann!“ Alles andere ist langweilig ... Hörst Du? ... Du bist überhaupt viel zu gut zu mir ... Aber ich muß. Ich bin jetzt in so einer Stimmung ...“

(Fortsetzung folgt.)

— Gedankensplitter. —

Liebe macht blind — darum wundert man sich später oft, wo man die Augen gehabt.

— Feine Ausrufe. —

Rohn (zum Rosenblüh): Du, ist es wahr, deine junge Frau soll so sehr eifersüchtig sein? Wie machst du es denn da, wenn du mal allein ausgehn willst?

Rosenblüh: Ne Spielerei, ich sag', ich geh' baden!